

BLAUER STAUB
Susan Hastings



**Ein Schicksal
zwischen Leipzig und
Südafrika**

Danksagung

Mein Dank gilt meiner Tante Charlotte, die mir das lange gehegte Familiengeheimnis offenbarte, und ohne die dieses Buch nicht geschrieben worden wäre.

Ein Strauß Margeriten

Leipzig-Volkmarsdorf, 1886

»Betty, gib deinem Brüderchen etwas Rübensirup, damit er aufhört zu schreien«, sagte Cecilie Voigt zu ihrer ältesten Tochter, ohne von der Waschwanne aufzusehen, in der sie unaufhörlich die Stoffwindeln über das Waschbrett rubbelte. Betty, die eigentlich Elisabeth hieß, legte seufzend ihr Büchlein aus der Hand und erhob sich widerwillig vom Sessel.

»Warum kann das nicht Angelika machen«, murrte sie.

»Weil Angelika ihre Hausaufgaben machen muss«, sagte Cecilie streng und setzte unbeirrt ihre Arbeit fort. Die zwölfjährige Angelika blickte von ihrem Heft auf, in das sie seit einer Stunde mindestens zehn Mal die zehn Gebote geschrieben hatte. Es waren keine Hausaufgaben, es war eine Strafarbeit, die ihr der Religionslehrer aufgebremmt hatte. Und das nur, weil sie sich einmal kurz zu Amalie hinübergebeugt hatte, um zu schauen, auf welcher Seite des Buches sie eigentlich lesen sollten.

Betty blickte Angelika über die Schulter und schmunzelte. Sie sah sofort, dass es keine Hausaufgaben waren. Sie nickte Angelika verständnisvoll zu und beugte sich dann über den Korbwagen, in dem der zweijährige Willy mit verknautschtem Gesicht quengelte. Sie strich dem Kleinen über das zerwühlte Haar und hob ihn auf den Arm. Im Nu hörte Willy auf zu weinen und zog hörbar die Nase hoch.

»Schau, die Mutter muss doch deine Windeln waschen, du kleiner Hosenscheißer«, sagte sie und blieb an der Küchentür stehen. Willy schluchzte noch zweimal und schien dann besänftigt.

»Möchtest du ein Sirupbrot?«, fragte Betty und der Kleine nickte heftig. Betty setzte Willy auf den Boden und zwängte sich neben der Mutter vorbei zum Küchenschrank. In der blechernen

Brotdose lag ein halbes Brot. Mit dem großen Brotmesser schnitt sie zwei Scheiben ab und bestrich sie dick mit schwarzem Rübensirup. Eine Scheibe klappte sie in der Mitte zusammen und drückte sie Willy in die Hände. Seine Augen wurden kugelrund und ein Lächeln stahl sich auf sein Gesicht. Das andere Sirupbrot brachte Betty ihrer Schwester. Dankbar schob Angelika das Heft beiseite.

»Was hast du denn angestellt?«, fragte Betty leise, damit es die Mutter in der Küche nicht hören konnte.

Angelika warf einen kurzen Blick durch die offene Tür, dann flüsterte sie: »Hab in Religion nicht aufgepasst und der Blümel hat's gemerkt. Es hätte schlimmer kommen können. Der Amalie haut er immer mit dem Lineal auf die Fingerspitzen. Das hat er mit mir noch nie gemacht.«

Betty verzog das Gesicht. »Der Blümel war schon immer ein Ekel. Mir hat er auch schon das Lineal über die Finger gehauen, und einmal hat er mir eine Ohrfeige gegeben. Und nur, weil ich gelacht habe, als er erzählte, dass Adam und Eva nackt im Paradies lebten.«

»Warum hast du denn gelacht?«, wollte Angelika wissen.

»Weil er auch sagte, Adam und Eva hätten gar nicht gewusst, dass sie nackt seien. Als wenn man das nicht merken würde!«

Angelika nickte bedächtig. »Und ich glaube, es ist auch nicht christlich, kleine Mädchen zu schlagen.«

»Bestimmt nicht. Aber so ist es nun mal auf der Welt, ungerecht. Aber eines Tages, da werde ich eine feine reiche Frau sein, und dann geh ich zu dem Blümel und hau ihm eine runter!«

Angelika schaute ihre große Schwester bewundernd an. »Das würdest du tun?«

»Natürlich. Wenn man reich und erwachsen ist, darf man so etwas tun.«

»Du hast es gut«, seufzte Angelika. »Du bist schon erwachsen.

Aber ich ...«

»Du wirst auch noch erwachsen«, tröstete sie Betty und griff wieder nach ihrem Buch.

Angelika sah ihre große Schwester mit einer Mischung aus Neid und Bewunderung an. Betty war für sie das große Vorbild. Mit offenem Mund stand sie oft da und schaute zu, wenn sich Betty zurecht machte. Sie steckte ihr Haar zu einem kunstvollen Knoten im Nacken zusammen. Auf der Stirn und an den Seiten aber kräuselten sich immer vorwitzig kleine Löckchen. Angelika musste immer noch Zöpfe tragen. Aber wenn sie so alt war wie Betty, dann ...

»Betty, mach Feuer in der Kochmaschine und wärme das Essen auf. Der Vater wird bald heimkommen.«

»Da siehst du es, wie es ist, erwachsen zu sein«, stöhnte Betty und klappte laut ihr Buch zu. »Immer muss man arbeiten. Betty mach dies, Betty mach das. Als ich so alt war wie du, konnte ich mich auch noch hinter den Schulbüchern verstecken. Aber nun gibt es keine Ausrede mehr.« Betty erhob sich.

»Betty, nun mach schon«, klang Mutters Stimme ungeduldig aus der Küche.

»Ich gehe für dich«, bot sich Angelika an.

Betty blieb stehen und neigte den Kopf. »Wieviel Mal musst du denn die Gebote abschreiben?«, fragte sie.

Angelika senkte die Augen. »Zwanzig Mal.«

»Na, dann beeil dich, bis Vater kommt. Sonst gibt es wirklich noch etwas auf den Hintern.«

Angelika wischte sich ihre klebrigen Finger an ihrem Kleid ab und beugte sich schnell wieder über ihre Arbeit.

»Betty!«, rief die Mutter.

»Ich komme schon.« Mit einem Blick auf Willys sirupverschmiertes Gesicht schob Betty Holzscheite in den eisernen Herd. Wenigstens war der Kleine ruhig. Nachher musste sie ihn gründ-

lich abwaschen, da würde er sicher wieder schreien wie am Spieß.

Während Betty den Herd anheizte, hatte die Mutter die Wäsche ausgewrungen und in einen geflochtenen Korb geworfen. Eimerweise leerte sie die Wanne in den eisernen Ausguss, der sich vor der Wohnung auf dem Treppenabsatz befand. Auf dem Fußboden bildeten sich Pfützen.

»Betty, hol den Wischmopp und trockne den Fußboden, bevor der Kleine wieder darin badet.« Die Mutter wischte sich mit dem Handrücken eine Haarsträhne aus der Stirn. Betty stieg über Willy, der bereits herangekrabbelt kam, hinweg und nahm den Wischmopp vom Haken in der Diele. Wie leid war sie das alles, die Hausarbeit, das ständige Herumkommandieren der Mutter, die kleineren Geschwister. Dabei hatte sie nur noch zwei Geschwister. Der Polizist Leibnitz, der im Haus in der Wohnung unter Voigts lebte, hatte sieben Kinder und die Familie des Hauswartes hatte gar elf.

Nein, so wollte Betty nie leben. Sie wollte einmal einen reichen Mann heiraten und die Hausarbeit dann von Domestiken erledigen lassen. Sie würde viel lieber in schönen Kleidern promenieren gehen, in großen Kaufhäusern einkaufen und sich mit dem prickelnden Strudel des Lebens treiben lassen. Diese Plackerei, wie sie ihre arme Mutter betrieb, war ihr zutiefst zuwider.

Betty wischte den Küchenboden auf und leerte den Eimer draußen im Ausguss. Dann wischte sie sich die Hände ab, und während die Mutter in der Küche eine Leine zwischen den Haken an der Wand zog und die Windeln daran aufhing, rührte Betty die Graupen im Topf um. Der Geruch der kräftigen Knochenbrühe stieg ihr in die Nase und sie bekam plötzlich Appetit. Dabei musste Betty auf ihre Figur achten. Sie war klein und neigte zur Fülle. Nur mit viel Disziplin und einem straffen Korsett konnte sie ihre Taille zeigen. Wenn die Voigts auch keine reichen Leute waren, denn viel warf Vaters kleines Eisenwarengeschäft

nicht ab, so wurde doch nicht am Essen gespart. Vater Oskar wollte nach einem anstrengenden Tag im Laden, wo er nicht nur seine Eisenwaren verkaufte, sondern auch kleine mechanische Reparaturen durchführte, etwas Ordentliches zu essen auf dem Tisch haben.

Sie hörte Vaters schwere Schritte auf den hölzernen Stufen im Treppenhaus, dann das umständliche Scharren seiner Stiefel auf dem Abtreter und das leise Knarren der schweren Wohnungstür.

Willy horchte auf und lief stolpernd auf den Korridor. »Papa, Papa«, lallte er.

Oskar Voigt legte seinen Hut auf das Bord, hing seine Jacke an den Kleiderhaken der Garderobe und zog sich bedächtig die Stiefel aus. Er beugte sich lächelnd zu seinem Jüngsten nieder und hob ihn auf den Arm.

»Wie siehst du denn aus, wie ein geleimter Fliegenfänger«, dröhnte Vaters tiefe Stimme. Willy zog einen Flunsch und wollte zu weinen beginnen. »Na, na«, beschwichtigte Oskar ihn und zog geheimnisvoll ein Päckchen aus der Jackentasche. Willy vergaß die Tränen und starrte auf das Papier.

»Erst musst du ganz sauber sein und auch deinen Teller leer essen, dann bekommst du ein Geschenk.« Willy nickte und war vor Ehrfurcht ganz still.

Angelika hatte beim Erscheinen des Vaters schnell ihr Heft zugeklappt und in das Kinderzimmer gebracht. Sie wusste, auch wenn Vater sonst eine gute Seele war, bei Ungehorsam seiner Kinder kannte er kein Pardon. Eigentlich hatte er selten etwas auszusetzen, denn seine Kinder waren folgsam.

Angelika faltete sorgfältig die gehäkelte Tischdecke des ovalen Tisches, auf dem sie geschrieben hatte, zusammen und legte sie auf das Kanapee. Aus dem Vertiko nahm sie eine der frisch gestärkten Linnendecken und breitete sie über der dunklen Tischplatte aus. Es duftete nach Wäschestärke und Lavendel.

»Guten Abend, Vater«, rief Betty und brachte einen Stapel Teller aus der Küche ins Wohnzimmer. Mit einem verschwörerischen Blinzeln zu Angelika stellte sie die Teller auf den Tisch und legte das Besteck dazu. Die Mutter hatte inzwischen die Graupen aus dem Topf in eine Suppenterrine umgefüllt und trug sie nun wie eine goldene Krone auf rotem Samtkissen ins Wohnzimmer.

Oskar schnupperte und griff nach dem Deckel der Terrine. »Was gibt es denn Feines?«, fragte er.

»Finger weg«, schalt Cecilie und stellte die Terrine auf den Tisch. »Betty, wasch dem Kleinen Gesicht und Hände und bring das Kinderstühlchen aus der Küche her.«

»Ja«, seufzte Betty. »Betty wäscht, Betty macht, Betty bringt, Betty ist für alles da.«

»Was murmelt sie da?«, fragte Oskar.

Cecilie stemmte die Hände in die Hüften. »Was soll sie schon murmeln? Unserer Großen geht es zu gut. Ich rede ja schon lange, dass sie eine Lehre in der Damenschneiderei Schlechting beginnen soll. Ich habe erst vor einigen Tagen mit Frau Schlechting gesprochen. Sie würde Betty gern nehmen, obwohl sie schon fast sechzehn Jahre alt ist. Außerdem ist heutzutage gar nichts dabei, wenn eine Frau einen Beruf lernt. Sogar meine Mutter hatte einen ehrenwerten Beruf, sie war Lehrerin und in der Gesellschaft sehr geachtet.«

»Neumodisches Geschwätz«, brummelte Oskar und ließ sich am Kopf des ovalen Tisches nieder.

Betty wuchtete das hölzerne Kinderstühlchen für Willy herein und stellte es neben den Stuhl der Mutter. Sie hatte die Worte der Mutter vernommen und runzelte die Augenbrauen.

»Ich will aber nicht Schneiderin werden, Mutter«, sagte sie verärgert. »Etwa für fremde Leute nähen? Ich werde mir meine Kleider nähen lassen oder kaufe sie in einem der schönen, großen Kaufhäuser.«

Der Vater blickte sie mit ernstem Gesicht an. »Du hast wirklich Rosinen im Kopf, Betty. Ist dir dein Stand nicht gut genug? Hältst du dich für etwas Besseres? Schämst du dich etwa deiner Eltern?«

Betty errötete und senkte die Augen. »Nein, Vater, so habe ich das nicht gemeint. Ich meinte nur, dass sich doch das Leben immer wiederholt. Großmutter bekam eine Tochter, schrubbte die Wäsche, zog ihr Kind groß, bis ihre Tochter auch wieder Töchter bekam, Wäsche schrubbte und sie großgezogen hat, bis wir einmal Töchter bekommen werden und Wäsche schrubben müssen und unsere Töchter großziehen, bis die wieder ...«

»Halt den Mund und iss jetzt«, sagte die Mutter. »Das ist nun mal gottgewollt im Leben und auch du wirst daran nichts ändern. Überhaupt, was sind das für Gedanken? Bisher haben wir dich immer ordentlich kleiden können und satt wirst du auch täglich.«

»Also ich werde nicht satt, wenn ihr noch weiter so klug daherschwätzt, ihr Weibervolk«, brummelte der Vater, aber er lächelte ein wenig dabei.

Eilig füllte die Mutter ihm den Teller und legte ein Stück fettiges Kochfleisch dazu. Dann gab sie den Kindern und sich selbst je eine Kelle voll Graupen auf die Teller. Willy packte den Löffel und stopfte sich die Graupen, die er überhaupt nicht mochte, in den Mund. Sein Blick wich nicht von dem geheimnisvollen Päckchen, das der Vater samt der Zeitung auf das Rauchtischchen am Fenster gelegt hatte.

»Wie liefen die Geschäfte heute?«, wollte die Mutter wissen.

»Ich bin zufrieden«, sagte der Vater, ohne vom Teller aufzuschauen. »Heute kam der Fleischermeister Höbel, der sein Geschäft in der Eisenbahnstraße hat. Ich habe ihm den Riegel für die Tür seines Kessels repariert. Na, und da hat er mir etwas für Willy mitgegeben. Sein Schwiegersohn ist Drechsler und macht sehr hübsche Sachen.«

Willy ließ den Löffel sinken und schaute den Vater an. Die Graupen hatte er in seine Bäckchen geschoben und sah aus wie ein Hamster. Angelika prustete laut los. Willy lachte auch und die zerkauten Graupen fielen aus seinem Mund heraus.

»Ach, herrje!«, rief die Mutter und hielt schnell ihre weite Schürze vor Willy.

Angelika hielt sich kichernd die Hand vors Gesicht.

»Hör auf zu lachen«, schalt die Mutter. »Was bist du doch für eine klapsige Amsel!«

Nun musste auch Betty lachen, dann lachten alle und der Vater meinte, sein Sohn würde auch ohne die Graupen ein ganzer Kerl. Er stand auf und holte das Päckchen vom Rauchtisch.

Während die Mutter und die Mädchen den Tisch abräumten, packte Willy mit ungeschickten Fingerchen das Päckchen aus.

»Oh«, sagte er nur und hielt etwas aus Holz in seiner Hand. Es war ein Soldat aus ausgesägten Holzteilen. Die Arme und Beine wackelten an dem flachen Körper.

»Schau mal, so macht man das«, sagte der Vater und nahm den Soldaten in die Hand. Mit der einen Hand hielt er ihn am Kopf fest, mit der anderen zog er an einem Faden. Der Soldat hampelte mit Armen und Beinen, so wie der Vater an der Schnur zog. Willy strahlte übers ganze Gesicht.

»Ist der hübsch«, rief Angelika, als sie das Wohnzimmer wieder betrat.

»Ich werde über Willys Bett einen Nagel in die Wand schlagen«, meinte der Vater. »Daran kann er den Soldaten hängen und ihn immer tanzen lassen, wenn er Lust hat.« Willy strampelte wie wild in seinem Stühlchen und hatte es plötzlich eilig, in sein Bett zu kommen. Der Vater holte Hammer und Nägel aus einer Schublade im Küchenschrank und ging voran ins elterliche Schlafzimmer, wo Willys Bett stand. Der Kleine wackelte auf seinen krummen Beinen hinterher.

Cecilie schmunzelte. Sie fand es eine gute Idee, denn jeden Abend machte Willy gewaltiges Theater, wenn er ins Bett sollte.

Betty hatte aus dem großen Kessel, der auf dem Herd stand, heißes Wasser in die Waschschüssel geschüttet und spülte das Geschirr. Angelika ergriff eines der leinernen Geschirrtücher, um Teller und Besteck abzutrocknen.

»Bist du fertig mit deiner Strafarbeit?«, fragte Betty leise.

Angelika schüttelte den Kopf. »Den Rest schreibe ich im Bett fertig«, flüsterte sie.

Die Mutter hatte das Tafeltuch vom Esstisch genommen und legte wieder die gehäkelte Decke auf. In die Mitte des Tisches stellte sie eine Kristallschale. Die hatte sie von ihrer Mutter zur Hochzeit mit Oskar bekommen und hielt sie sehr in Ehren. Vor allem aber sollte sie dastehen, wenn ihre Mutter, die nur einige Straßen weiter in Schönefeld wohnte, zu Besuch kam. In letzter Zeit kam sie seltener, da sie schlimme Beine bekommen hatte und ihr das Laufen schwerfiel. Meist besuchten die Mädchen sie, und wenn Cecilie mit Willy die Kinderkarre schob, stattete sie auch ab und zu ihrer Mutter einen Besuch ab. Die freute sich über ihren jüngsten Enkel. Cecilies Mutter hätte sicher auch gern mehrere Kinder gehabt, aber ihr Stand als Lehrerin verbot ihr zu heiraten. Trotzdem konnte sie dem hübschen Offizier August nicht widerstehen, als er um Viktoria Michalewski warb. Obwohl sie nicht heirateten, brachte sie 1851 Cecilie zur Welt. Auch wenn sie nun ihren Beruf aufgeben musste, war sie recht glücklich dabei. Cecilie war ein hübsches Kind und August war stolz auf seine Tochter.

Mit siebzehn Jahren heiratete Cecilie den Kaufmann Oskar Voigt und ein Jahr später wurde Betty geboren. Oskar war ein sehr strebsamer Mann und nicht lange darauf nannte er den kleinen Eisenwarenladen in der Mariannenstraße sein eigen. Es war kein großer Laden wie der von Hellmanns in der Eisenbahnstraße, aber Oskar hatte seine Stammkundschaft, die ihm und seiner

Familie ein erträgliches Auskommen sicherten, und manchmal kamen sogar die reicheren Geschäftsinhaber, wie heute der Fleischermeister Höbel, um seine Dienste in Anspruch zu nehmen. Denn Oskar Voigt war etwas billiger als die Hellmanns, und das wusste auch Fleischermeister Höbel. So konnte er es sich leisten, dem Oskar auch noch ein kleines Geschenk für seinen Stammhalter mitzugeben.

Oskar setzte sich zufrieden in den Sessel neben seinem Rauchtisch, nahm eine der billigen Zigaretten aus der hölzernen Schachtel und zündete sie an. Zufrieden blies er den blauen Rauch in die Luft, dann griff er zur Zeitung. Sein Blick verirrte sich über den Zeitungsrand durch die offenstehende Tür in die Küche. Die Mädchen waren fertig mit dem Abwasch, Cecilie hatte sich mit einer Flickarbeit aufs Kanapee gesetzt.

»Betty, komm mal her«, rief der Vater. Er zog einige Münzen aus der Hosentasche. »Geh doch in die Wirtschaft und hole mir ein halbes Krügel Bier.« Er drückte Betty die Münzen in die Hand. Das tat Betty gern. An so einem schönen Sommerabend war bestimmt noch Betrieb auf der Eisenbahnstraße, viele Menschen promenierten die lange Einkaufsstraße entlang. Man sollte kaum glauben, dass noch wenige Jahre zuvor hier entlang die Eisenbahnstrecke nach Dresden führte. Aber da wohnten die Voigts noch im weltvergessenen dörflichen Vorort Kleinzschocher. Als Willy geboren wurde, suchte der Vater nach einer größeren Wohnung. Die dreistöckigen Häuser entlang der Konradstraße waren nicht sehr attraktiv, doch die Miete für die Voigts erschwinglich. Sie teilten sich die Wohngegend mit Arbeitern, Handwerkern, Kleingewerbetreibenden und niederen Beamten. Der ehemalige Vorort mit den Kohlgärten, die Leipzigs Stadtbevölkerung mit Gemüse versorgten, mauserte sich zu einem belebten Stadtrandgebiet, in das sogar die Pferdebahn fuhr. Auch einige Industrien hatten sich angesiedelt, vor allem die Werkstätten zu der nach Norden verleg-

ten Bahnlinie und eine lärmende Dampfschneidemühle. Nördlich der Eisenbahnstraße waren neue Wohngebiete entstanden. Zwei Jahre zuvor war die Schotterstrecke der alten Eisenbahntrasse gepflastert worden und die Trottoirs mit Granitplatten belegt. Sofort hatten sich viele Geschäfte beidseits der Straße angesiedelt.

Betty liebte es, an den vielen Geschäften entlang zu flanieren. Die Wirtschaft mit dem gemütlichen Biergarten, in dem große, alte Kastanien standen, lag gleich zwei Straßen weiter an der Ecke zur Ludwigstraße und sie brauchte die belebte Eisenbahnstraße nur zu überqueren, aber für Betty war es ein willkommenener Anlass, einen kleinen Umweg zu gehen. Sie steckte die Münzen in ein kleines Stoffbeutelchen, das sie kokett am Handgelenk trug und nahm den gläsernen Bierkrug aus dem Küchenschrank. Vor dem dunkel gerahmten Spiegel in der Diele betrachtete sie sich kritisch. Hier und da schob sie eine Haarnadel zurück in den Dutt, dann schlug sie die Wohnungstür hinter sich zu.

Angelika blickte ihr neidisch hinterher. Wie gerne wäre sie jetzt auch die Eisenbahnstraße entlang gebummelt und hätte sich all die schönen Dinge in den Schaufenstern angesehen. Sie wäre in die Wirtschaft gegangen und hätte sich den Glaskrug voll Bier zapfen lassen. Sie war fasziniert von den verschnörkelten Messingzapfhähnen an der Theke und dem Wirt mit der ledernen Schürze über seinem dicken Bauch. Und dann hätte sie heimlich auf der Treppe, bevor sie die Wohnung wieder betrat, etwas von dem weißen Schaum oben auf dem Bier genascht. Beim ersten Mal war Angelika enttäuscht, dass der Schaum nicht süß war, wie sie insgeheim gehofft hatte, sondern ziemlich bitter. Aber nachdem die Mutter sie ermahnt hatte, kein Bier zu trinken, weil Kinder davon dumm würden, war sie geradezu begierig, von dem bitteren weißen Zeug zu naschen.

Aber heute hatte Angelika eine andere bittere Pille zu schlucken und so verzog sie sich in die kleine Kammer, die sie sich mit Betty

teilte, setzte sich auf den Rand ihres Bettes und schrieb mehr schlecht als recht auf ihrem Nachttisch ihre Strafarbeit zu Ende.

Raschelnd blätterte Oskar die Zeitung um. »Ich weiß nicht, wo das noch hinführen soll«, murmelte er vor sich hin.

»Was meinst du, Oskar?«, fragte Cecilie.

»Das mit unserem Königreich Sachsen. Die Preußen werden immer mächtiger, sie umklammern uns vom Norden, im Süden Österreich-Ungarn und die Bayern. Und wir mittendrin. Wir werden zwischen ihnen aufgerieben. Es hätte sechsendsechzig nicht zum Norddeutschen Bund kommen dürfen. Man hat die Gefährlichkeit der Preußen falsch eingeschätzt.«

»Ja, ja, die Preußen«, sagte Cecilie, ohne von ihrer Flickarbeit aufzublicken. »Ich weiß gar nicht, warum du dir darüber Sorgen machst.«

»Die muss man sich machen«, erwiderte Oskar. »Weil sie so gute Soldaten sind.«

»Was ist schlimm daran, ein guter Soldat zu sein?«

»Nichts, das ist ja das Schlimme. Das haben sie anno sechsendsechzig bei Königgrätz ja bewiesen. Nur, wir kleines Sachsen liegen nun genau zwischen den Fronten. Entweder schluckt uns die eine Seite oder die andere.«

»Glaubst du das?«

»Willst du etwa preußisch werden? Oder bayrisch? Oder gar ungarisch? Ich bitte dich, Cecilie!«

»Ach Oskar, es sind doch alles nur Menschen auf Gottes Erden.«

»Nicht die Preußen!«

Cecilie ließ ihre Näharbeit sinken. »Wieso bist du auf einmal so politisch, Oskar? Das hat dich doch sonst nie interessiert.«

Oskar versteckte sich wieder hinter der Zeitung. »Na ja«, brummelte er. »Wie soll man denn sonst mitreden, wenn sie am Stammtisch über Politik reden, oder im Laden. So wie heute der Höbel.«

»Was hat denn der Höbel Politisches geredet?«

»Cecilie, davon verstehst du doch erst recht nichts«, versuchte Oskar der Diskussion aus dem Weg zu gehen.

»Mein lieber Oskar, du vergisst offensichtlich, dass ich die Tochter einer Lehrerin bin. Sie hat mir viel Wissen mit auf den Lebensweg gegeben, viel mehr, als ich selbst in der Schule gelernt habe.«

»Ich finde es aber gar nicht so wichtig, ob eine Frau viel oder wenig Bildung hat. Wichtig ist, ob sie eine gottgläubige Ehefrau, gute Hausfrau und Mutter ist.«

»Ich weiß, ich weiß, Männer mögen keine klugen Frauen«, sagte Cecilie versöhnlich.

»Wird schon seinen Grund haben, warum man Lehrerinnen verboten hat, zu heiraten.«

»So, warum denn?«

»Welcher Mann würde sich schon so eine Frau nehmen, die dem Mann immer widerspricht?«

»Mein lieber Oskar, das machen nicht nur Lehrerinnen. Zum Beispiel deine Tochter widerspricht auch ständig.«

»Dann ist etwas an deiner Erziehung nicht in Ordnung, Cecilie.«

»Ich meine damit nicht, dass ich sie nicht ordentlich erzogen hätte, Oskar«, gab Cecilie spitz zurück. »Ich meine damit, dass sie nicht gewillt ist, einen Beruf zu erlernen.«

»Cecilie, ich bitte dich! Ich glaube, dass ich meine Familie ernähren und kleiden kann, dass ihr alle keine Not leidet. Wozu soll Betty arbeiten gehen? Sie wird einen netten jungen Mann kennenlernen, und wenn er fleißig ist und für Betty sorgt, dann gebe ich ihr meinen Segen. Aber sie allein in einer Schneiderstube, das ist was für Proletenkinder, die daheim nichts zu essen haben. Betty braucht sich unser nicht zu schämen und ich finde es nicht gut, dass du ihr das immer wieder einreden willst.«

»Ich rede ihr das nicht ein, aber es ist nicht verkehrt, wenn sie nähen lernt.«

»Das kannst du ihr auch beibringen. Töchter lernen von den Müttern, Söhne von den Vätern. Willy wird einmal meinen Eisenwarenladen übernehmen, ihn vergrößern und damit vielleicht auf die Eisenbahnstraße ziehen. Ich werde stolz auf meinen Sohn sein können.«

»Natürlich, Oskar. Und ich bin stolz auf meine beiden Mädchen, sie sind hübsch und fleißig, rechtschaffen und gottgläubig, und wenn Betty derzeit etwas aufsässig ist, dann ist es eben das Alter, sie wird erwachsen und hat ihren eigenen Kopf.«

Oskar zog umständlich eine Taschenuhr aus seiner Weste, die an einer langen Kette am Knopfloch des Bundes seiner Hose befestigt war und schaute missbilligend auf das Ziffernblatt. »Wo bleibt sie denn mit meinem Bier?«

»Sei doch nicht so ungeduldig, Oskar. Es ist doch ein Stück des Weges bis zur Wirtschaft.«

»Unsinn, sie scharwenzelt wieder vor den Schaufenstern herum und träumt, sie wäre eine reiche Frau. Von wem sie nur diese Flausen im Kopf hat?«

»Das träumen alle jungen Mädchen«, sagte Cecilie leichthin.

Oskar blickte auf seinen Rauchtisch und entdeckte das Buch, das Betty am Tag gelesen hatte. Er ließ die Zeitung sinken und griff nach dem Buch. Zögernd blätterte er darin herum. »Da hast du es«, sagte er.

»Was ist denn?«

»Na, woher sie die Flausen hat. Hör mal: ›Der Graf sah Lieschen in ihrer überirdischen Unschuld am Tore stehen und beugte sich lächelnd zu ihr nieder. Eine heiße Röte überflog Lieschens Gesicht. Sie wagte nicht, dem jungen Grafen in die Augen zu blicken. ›Schäme dich deiner derben Linnen nicht, mein Kind«, sagte der Graf zärtlich zu Lieschen. ›Übers Jahr wirst du meine

Frau sein, dann kleide ich dich in Samt und Seide, du isst von Silber und trägst Perlen und keine gemeine Arbeit wird dein zartes Händchen mehr beschmutzen.« Da hast du es! Wenn sie solchen Unsinn liest, muss sie ja auf dumme Ideen kommen.«

»Aber Oskar, das lesen doch alle jungen Mädchen in diesem Alter. Sie sind nun mal romantisch.«

»Hast du das auch gelesen?«

»Natürlich!«

»Und was hat deine Mutter dazu gesagt?«

»Gar nichts.«

»Gar nichts?«

»Nein, denn sie hat es ja nicht gewusst. Ich habe diese Bücher heimlich gelesen.«

Kopfschüttelnd griff Oskar wieder zu seiner Zeitung und vertiefte sich darin.

Betty war die wenigen Meter von dem Haus, wo sie wohnte, bis zur Ecke gelaufen und stand inmitten des flutenden Lebens auf der Eisenbahnstraße. Sie atmete tief durch und blickte sich um. Mit lautem Klingeln nahte eine Pferdebahn mit ihrem offenen Wagen, Kutschen rollten über das Pflaster und Händler schoben ihre Karren. Auf dem Trottoir beidseits der Fahrbahn flanierten die Menschen, langsam diejenigen, die dem Müßiggang huldigten, eilig, welche arbeiten mussten. Ein Schutzmann stand mit wichtiger Miene und gesträubtem Schnurrbart an der Straßenecke und beobachtete das Gewimmel. Eigentlich brauchte Betty nur die Straße zu überqueren und eine Straßenecke weiter bis zur Wirtschaft zu laufen. Aber es war so ein herrlicher Sommerabend und Betty so glücklich, dem muffigen Einerlei ihrer elterlichen Wohnung entflohen zu sein, dass sie beschloss, noch ein Stück die Eisenbahnstraße hinunter zu spazieren, vielleicht ein oder zwei Straßen. Dann würde sie die Eisenbahnstraße über-

queren und auf der anderen Seite zurückschlendern. Am liebsten würde sie sich in ein Café setzen und einen Milchkaffee und ein Stückchen Kuchen bestellen. Aber leider schickte es sich für ein so junges Mädchen nicht, ohne Begleitung ein Café aufzusuchen, außerdem hatte sie dafür kein Geld. Und wenn sie daran dachte, dass sie nur dank eines gut geschnürten Korsetts eine ansehnliche Taille zustande brachte, verzichtete sie dann doch lieber auf das süße Vergnügen.

Vor einem Hutgeschäft blieb sie stehen. Ihr begehrrlicher Blick fiel auf einen wunderschönen Hut mit Straußenfedern. Was würde sie dafür geben, sich diesen Hut kaufen zu können! Sie fühlte nach den Münzen in ihrem Beutel. Nein, auf diese Weise würde sie nie soweit kommen. Aber irgendwann würde sie es sich leisten können, nicht nur diesen Hut mit den Straußenfedern, sondern auch ein passendes modisches Kostüm aus feinstem Stoff.

Im spiegelnden Schaufenster sah sie hinter sich einen jungen Mann stehen, der sie beobachtete. Als er sah, dass Betty ihn entdeckt hatte, lächelte er und lüpfte unter einer angedeuteten Verbeugung seinen Hut ein wenig. Er trug einen leichten, geflochtenen Strohhut mit einem breiten, hellbraunen Seidenband. Überhaupt sah er sehr chic und vornehm aus in seinem hellen Anzug mit der braungestreiften Weste darunter.

Betty lächelte kokett und schlenderte weiter. Dabei bemühte sie sich, sehr gerade zu gehen. Sie war recht klein, das konnten auch die Absätze ihrer Schnürstiefel nicht wettmachen, so musste sie eben durch eine aufrechte Haltung Grazie zeigen. Nach einigen Metern blieb sie vor einem anderen Schaufenster stehen, um zu beobachten, ob der junge Mann ihr folgte. In der Tat schlenderte er langsam näher, betrachtete gelegentlich die Auslagen, drehte sich nach einer laut klingelnden Pferdebahn um und amüsierte sich über zwei sich streitende Gemüsehändler mit ihren Pritschenwagen. Er überholte Betty nun und musterte sie dabei

verstohlen. Betty lächelte verschämt und wandte ihr Gesicht ab. Dabei klopfte ihr Herz zum Zerspringen. Was für ein schöner Mann, so schlank und groß, mit braunem Haar und einem Menjoubärtchen.

Krampfhaft hielt sie den Glaskrug fest. Jetzt müsste sie eigentlich umkehren und zur Wirtschaft gehen. Sie blieb an der Bordsteinkante stehen und blickte über die Straße. Sie ließ eine Pferdebahn und mehrere Kutschen vorbei, dann überquerte sie sie mit eiligen Schritten. Auf der anderen Straßenseite drehte sie sich um. Zu ihrer Enttäuschung sah sie den jungen Mann weiter-schlendern und die Schaufenster betrachten. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus, dann lief sie mit raschen Schritten zurück, bog in die Seitenstraße ein und ging bis zur Ludwigstraße, an deren Ecke sich die Wirtschaft befand. Ein Pferdewagen mit zwei mächtigen Kaltblütern stand vor der Kneipe. Zwei Männer, die in ihrem Äußeren sehr gut zu den gewaltigen Pferden passten, luden dunkle Holzfässer vom Wagen und rollten sie in den Hausflur neben der Kneipe. Betty blieb stehen und schaute den Männern zu. Die Pferde schnaubten laut und bewegten nickend ihre Köpfe. Es waren graubraune Tiere mit langen Haaren an den Fesseln. Sie waren mit wunderschönem Messingzaumzeug geschmückt, das bei jeder ihrer Bewegungen schellte.

Die beiden Männer mit den langen Lederschürzen hatten die letzten Fässer in den Hausflur gerollt und gingen nun mit einem Brett, auf das ein Blatt Papier geklemmt war, zum Wirt. Der stellte den beiden zwei Glas Bier hin und unterschrieb auf dem Papier, während die Männer ihre Gläser in einem Zug leerten. Der eine wischte sich mit dem Handrücken den Schaum vom Mund und nahm das Klemmbrett wieder an sich. »Komm, Otto, Feierabend«, sagte er zu dem anderen Bierfahrer. Dann kletterten sie auf den Kutschbock und die beiden Kaltblüter zogen mit einem kräftigen Ruck an.

»Was willst du denn, Kleine?«, fragte der Wirt. Betty zuckte aus ihren Gedanken zusammen und lächelte. Sie reichte dem Wirt den Krug. »Einen halben Liter für'n Vati«, sagte sie. Sie schaute zu, wie der Wirt den geschwungenen Zapfhahn aus Messing aufdrehte und ein Maß voll Bier zapfte. Er wartete einen Moment, als sich Schaum bildete. Mit einem kleinen Spatel strich er den überquellenden Schaum ab und ließ noch etwas Bier nach. Dann schüttete er das Maß in Bettys Glaskrug um. Betty reichte ihm das Geld.

»So, bitte schön, junge Dame«, sagte der Wirt und ließ die Münzen in seine Tasche unter der Bockschürze fallen.

Betty musste sich jetzt beeilen, um das Bier zum Vater zu bringen, es war schon reichlich spät und der Vater würde schimpfen.

Zu ihrer Überraschung sah sie an der Ecke zur Eisenbahnstraße den jungen Mann in seinem hellen Anzug stehen. Er schien auf Betty gewartet zu haben. Mit einem bedauernden Blick auf den Bierkrug in Bettys Hand sagte er: »Da habe ich wohl Pech, denn ich wollte die reizende junge Dame gern zu einem Glas Bier unter rauschenden Kastanienbäumen einladen.«

Betty blieb verlegen stehen, doch dann gewann sie schnell die Fassung wieder. »Ich bedaure, dass Sie Pech haben, aber die reizende junge Dame geht nicht mit einem Mann aus, der sich ihr nicht vorgestellt hat.«

Der junge Mann zeigte Bestürzung und sagte zerknirscht: »Wo habe ich nur meine Manieren? Ich bin völlig kopflos, seit ich Sie gesehen habe. Darf ich mich vorstellen? Fritz de Bruyn.« Er verbeugte sich und hob wieder seinen Hut etwas vom Kopf.

»Angenehm«, sagte Betty. »Und ich sehe, ihr Kopf sitzt noch genau da, wo er sein sollte.«

Fritz de Bruyn lachte. »Und charmant und witzig sind Sie auch noch. Das findet man wirklich nicht häufig.«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte Betty etwas verwirrt.

»Nun, ich meine, dass eine junge Frau gleichzeitig so hübsch und außerdem charmant und klug ist.«

»Oh, woher wollen Sie wissen, dass ich klug bin?«, wollte Betty wissen.

»Aber, gnädiges Fräulein, wer so schlagfertig ist, der muss ein kluges Köpfchen haben. Übrigens, ich habe mich vorgestellt.«

»Ah, ja, ich heiße Betty ... äh ... Elisabeth Voigt.« Sie schwieg einen Moment, während Fritz de Bruyn sie eingehend betrachtete.

»Elisabeth, welch wunderschöner Name. Ich lebte eine Zeitlang in einer Stadt, die Ihren Namen trägt.«

»Ach!« Betty schaute ihn überrascht an. »Wo gibt es denn so etwas?«

»In meiner Heimat«, sagte Fritz schlicht.

»Das verstehe ich nicht ganz. Ich kenne keine Stadt, die diesen Namen trägt.«

»Es ist keine Stadt in Deutschland«, sagte Fritz. »Ich komme vom anderen Ende der Welt, übrigens für mich das schönere Ende der Welt.«

Betty lachte. »Von welchem Ende kommen Sie denn?«

»Aus Südafrika.«

»Oh, wie interessant. Aber ich verstehe nicht ganz, Sie sehen doch aus wie wir hier und sprechen auch so. Sind denn in Afrika nicht alles nackte Neger, die sich gegenseitig auffressen?«

Fritz de Bruyn lachte. »Mein Gott, nein! Afrika ist ein wundervolles, gewaltiges Land. Natürlich gibt es dort auch viele Neger und wilde Tiere. Elefanten, Löwen, Zebras.«

»Dann sind Sie wohl in Deutschland geboren und nach Afrika ausgewandert?«

»Nein, ich bin in Afrika geboren.«

Betty war stehengeblieben und schaute ihn von oben bis unten mit unverhohlener Neugierde an. Unbemerkt waren sie bis

fast vor Bettys Haustür geschlendert. Betty schien wie aus einem Traum zu erwachen. Sie blickte auf den Bierkrug in ihrer Hand, in dem der weiße Schaum zu einem dünnen Strich zusammengefallen war.

»Ich ... ich glaube, ich muss jetzt wieder hinauf.« Sie deutete mit dem Kopf vage auf die Fensterfront des großen Mietshauses.

»Sie wohnen hier?«, fragte Fritz.

Betty nickte. »Es ist so interessant, mit Ihnen zu plaudern«, sagte sie bedauernd.

»Nun, wir könnten unser Gespräch doch morgen fortsetzen, wenn Sie möchten«, bot Fritz an.

»Das wäre sehr nett«, sagte Betty und errötete. Er wollte sie wiedersehen!

Fritz de Bruyn lüpfte wieder grüßend seinen feinen Strohhut. »Also dann bis morgen, Fräulein Elisabeth«, sagte er.

»Betty, wo bleibt mein Bier?«, fragte der Vater unwirsch, als Betty mit hochrotem Kopf zur Wohnungstür hereinkam.

»Ich musste warten, die Bierkutscher waren da und haben erst alles abgeladen.«

Sie stellte den Krug auf den Rauchtisch und verschwand in der Kammer. Angelika hatte ihre Strafarbeit beendet und das Heft zwischen ihre Schulbücher gesteckt. Sie schaute erstaunt auf, als Elisabeth hereingestürmt kam.

»Betty, was ist los?«

»Ach nichts, es hat nur etwas länger gedauert wegen der Bierkutscher. Oh, es war noch ein herrlicher Trubel vorn auf der Eisenbahnstraße, da möchte man ewig flanieren.«

»Ja, ich wäre gern mitgekommen«, meinte Angelika etwas gedrückt.

Betty zog ihr Kleid aus und schnürte ihr Mieder auf. Dann stellte sie sich vor den Spiegel. Sie betrachtete eingehend ihr Ge-

sicht. Es war ebenmäßig mit vollen Wangen und einem kräftigen Kinn. Ihr Hals war etwas zu kurz geraten wie ihre gesamte Figur, aber Mutter war auch nicht viel größer, wenn sie auch nicht so zur Fülle neigte wie Betty. Unzufrieden zupfte sie an ihrem krausen Haar herum. In einer plötzlichen Eingebung lief sie aus dem Zimmer hinaus in die Wohnstube.

»Wie läufst du denn herum?«, tadelte sie die Mutter und schaute missbilligend auf Bettys Unterkleid.

»Vater, darf ich etwas von deinem Bier haben, nur einen winzigen Schluck in eine Tasse?«

»Fängst du jetzt auch schon an, Bier zu trinken?«, grummelte der Vater.

»Nein, es ist für die Haare«, sagte Betty.

Der Vater füllte ihr eine halbe Tasse Bier ab. Betty verschwand wieder in ihrem Zimmer. Sie setzte sich an die Frisiertoilette und benetzte einzelne Haarsträhnen mit Bier. Dann drehte sie die Strähnen zusammen und band kleine Stoffbänder zu Schleifen. Vorsichtig legte sie sich ins Bett.

»Für wen machst du dich denn so schön?«, wollte Angelika wissen. »Hast du einen Verehrer?«

»Unsinn! Man muss sich immer schön machen, egal, ob man einen Verehrer hat oder nicht.«

»Ja«, hauchte Angelika. »Ich möchte auch so schön sein wie du.«

Am Sonntag nach dem Mittagessen rüstete sich die ganze Familie zu einem Ausflug in den Johannapark. Mutter Cecilie hatte dem kleinen Willy das Sonntagsausfahrkleidchen angezogen und setzte ihn in seine Kinderkutsche. Auch Betty und Angelika trugen ihre Sonntagskleider und Oskar hatte seinen schwarzen Anzug angezogen, den er auch an Feiertagen, zu Beerdigungen und Hochzeiten trug. Der Stoff glänzte zwar schon ein bisschen an den Ärmeln, aber Vater besaß eben nur diesen einen Anzug.

Sie spazierten hinaus in den Sonntagnachmittag, auf Willys Kinderwagen einen Korb mit der Kaffeekanne und Kuchen für das Picknick. Zunächst machten sie Halt bei der Großmutter im nahen Kirchweg, um sie zum Ausflug einzuladen. Großmutter Viktoria klagte über ihre schmerzenden Beine, besann sich dann jedoch und nahm entschlossen einen Krückstock zur Hand. »Wir fahren mit der Pferdebahn«, sagte sie, und auf Oskars Stirnrunden: »Ich zahle.«

Mit der Pferdebahn zu fahren war etwas Besonderes. Nur aus Rücksicht auf Viktorias Gesundheitszustand stimmte er zu. Sonst hielt er es für Geldverschwendung. Wozu besaß der Mensch zwei Beine?

Zwei Jahre zuvor war die Neuschönefelder Strecke mit der Plagwitzer Strecke verbunden worden, sodass sie ohne Umsteigen fast bis zum Johannapark fahren konnten. Betty hatte ohnehin keine Lust, so lange Strecken zu laufen. Ungeduldig erwartete sie die Bahn, die auf dem Dach eine große weiße Kreisscheibe mit grünem Rand trug. Es konnte nichts schief gehen. Entlang der Eisenbahnstraße, durch die Tauchaer Straße zum Dresdner Bahnhof, von dort über den Augustusplatz zum Königsplatz, vorbei an der mächtigen Pleißenburg mit ihrem markanten Turm ging die Fahrt, unterbrochen von den zahlreichen Haltestellen, an denen Passagiere aus- oder zustiegen. Direkt am Johannapark stiegen sie aus.

Sie suchten sich einen Platz auf der Wiese, wo sie sich niederließen. Betty warf einen sehnsüchtigen Blick hinüber zum Scheibenhof, wo sich die große Pferderennbahn befand. Dort tummelten sich die Schönen und Reichen, elegante Damen und Männer mit Zylindern und Zigarre. »Vater, können wir nicht ...«

Oskar kannte die Vorlieben seiner Tochter. »Denk nicht einmal dran. Da gehören wir nicht hin. Ist dir nicht genug, dass wir mit der Pferdebahn hergefahren sind?«

Betty senkte den Kopf. Ihr war klar, dass sie wieder auf ihren

kleinen Bruder aufpassen musste. Cecilie packte den Korb aus. Willy tobte über die Wiese und genoss die ungewohnte Freiheit. Mit säuerlicher Miene behielt Betty den Kleinen im Auge. Plötzlich stockte ihr Atem, als sie Fritz de Bruyn erkannte, der lässig an einem Baum gelehnt dastand und leicht den Hut lüpfte. Betty nickte ihm grüßend zu und errötete. Sie hatte ihn so gern wiedersehen wollen nach ihrem ersten zufälligen Rendezvous, aber am nächsten Tag musste sie mit ihrer Mutter Einkäufe besorgen, auf Willy in seinem Kinderwagen aufpassen und sich um Angelika kümmern. Sie sah Fritz ganz kurz auf der anderen Straßenseite, wie er ihr zuwinkte. Betty zeigte bedauernd auf den Kinderwagen und auf ihre Mutter, die gerade mit dem Rücken zu ihr in Cohns Gemüseladen stand und Möhren kaufte. Dann zogen sie weiter zum Milchgeschäft. Aus einem großen Fass kratzte der Verkäufer mit einem Spatel einen Klumpen Butter und klatschte ihn auf Pergamentpapier. Er stellte kleine Gewichte auf die Waage und wog das Pfund genau aus. Cecilie reichte ihm einen Milchkrug, den er füllte. Willy strampelte, als er die Milch sah und wollte aus der hohen Kinderkutsche klettern. Betty konnte ihn keine Sekunde allein lassen.

»Kleine Kinder sind grässlich«, stöhnte Betty. Fritz hatte verstanden, winkte Betty noch einmal zu und bedeutete, dass er sie wiedersehen würde.

Die Mutter hatte nichts bemerkt. Sie bemerkte auch an diesem Sonntag nichts. Erst als Fritz herangeschlendert kam und vor ihnen stehenblieb, schaute Cecilie auf. Betty trat aufgeregt von einem Bein auf das andere.

»Guten Tag, die Herrschaften«, sagte Fritz de Bruyn und lüpfte wieder seinen Hut. Vater Oskar hob erstaunt die Augenbrauen.

»Vater, Mutter, das ist ...«

»Fritz de Bruyn«, stellte sich Fritz selbst vor. »Ich hatte Ihre reizende Tochter beim Bierholen kennengelernt.«

»Ach«, meinte der Vater, »das ist wohl der Bierkutscher?«
Betty errötete heftig.

»Ich verstehe nicht ganz«, murmelte Fritz etwas irritiert.

»Ist schon gut«, vermittelte Cecilie. »Aber bitte, Herr ... äh ...«

»... de Bruyn«, wiederholte Fritz.

»Setzen Sie sich doch zu uns. Das ist meine Mutter, Fräulein Michalewski.«

»Angenehm«, sagte Fritz und ließ sich neben Cecilie auf die Decke nieder.

»Wie lange kennen Sie meine Tochter schon?«, fragte Oskar etwas unwirsch.

»Mit Verlaub, Herr Voigt, alles ganz in Ehren. Ich habe das Fräulein Elisabeth vor einigen Tagen beim Flanieren auf der Eisenbahnstraße gesehen und wir kamen zufällig ins Gespräch. Und wie sie mir ihren Namen nannte, da dachte ich, dass es doch ein eigenartiger Zufall sei, dass sie genau so heißt wie meine Geburtsstadt.«

»Junger Mann, es fällt mir auf, dass Sie einen sehr eigenartigen Dialekt sprechen. Sie stammen nicht aus Sachsen?« Großmutter Viktorias Interesse war geweckt.

»Nein, gnädige Frau. Das haben Sie sehr aufmerksam herausgefunden.«

»Oh, ich verstehe mich auf Sprache, denn ich war früher Lehrerin«, erwiderte Viktoria stolz.

»Wie interessant.« Fritz de Bruyn deutete eine ehrfürchtige Verbeugung an.

»Herr de Bruyn kommt von den Negern«, plapperte Betty dazwischen.

»Betty, es schickt sich nicht für eine junge Dame, so vorlaut zu sein«, wies sie die Großmutter zurecht.

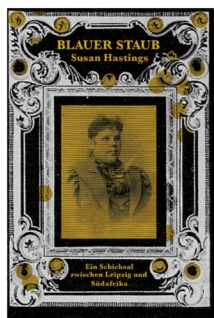
Fritz lächelte verzeihend. »Es ist sicher ungewöhnlich, denn ich lebe in Südafrika. Ich bin in Port Elizabeth geboren.«

Susan Hastings

Plöttner Verlag
| | | | | | | |

Blauer Staub

Ein Schicksal zwischen Leipzig und Südafrika



Roman

300 Seiten

gebunden m. Schutzumschlag

einige s/w-Fotografien

ISBN: 978-3-86211-001-8

19,90 Euro

Oktober 2010



Foto: Stefan Schmidt

Aufgewachsen in einem Leipziger Arbeiterviertel will die 16-jährige Elisabeth den ärmlichen Verhältnissen entfliehen. Naiv erliegt sie den Avancen des vermeintlich reichen Diamantenhändlers Fritz de Bruyn und nimmt – gegen die Zweifel ihres Vaters – den Heiratsantrag an. Doch statt einer Hochzeit und süßem Nichtstun in Südafrika bringt de Bruyn sie in ein seltsames Etablissement und verschwindet spurlos. Da erst begreift Elisabeth, dass ihr angeblicher Verlobter sie an ein Bordell verkauft hat. In einem alten Bergwerk, abgeschnitten von der Außenwelt, muss sie sieben Jahre lang Freier bedienen, bis einer von ihnen sich ihrer erbarmt und sie freikauf.

Jetzt endlich könnte für Elisabeth das seit Kindheit erhoffte Leben in Wohlstand beginnen, wenn ihr neuer Mann nicht Bure und somit in die politischen Auseinandersetzungen in Südafrika verwickelt wäre. Zwar schämt sich die Familie in Deutschland ihrer, eine finanzielle Hilfe aber käme, kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs, nicht ungelegen. Doch da wird Elisabeth in Südafrika enteignet und inhaftiert. Ihr ungewöhnliches Schicksal ist tatsächlichen Ereignissen nacherzählt und spiegelt ein Stück Zeitgeschichte des Kolonialismus wider. Belegt und illustriert durch zahlreiche Fotografien des historischen Leipzigs und Südafrika.

Leseprobe

»Auf die Geschäfte!« Joe prostete Fritz zu. »Und nun zu dir. Wie ich sehe, warst du auch nicht müßig.« »Nein, ich habe mich eben umgeschaut und bin fündig geworden. Das ist Elisabeth Voigt aus Deutschland. Sie ist sechzehn Jahre alt.«

Joe betrachtete sie wieder, als wollte er ein Pferd kaufen. Betty wurde es etwas unbehaglich zumute. Also, Manieren hatten die Leute hier offenbar keine. Sie hoffte, dass nicht alle Geschäftspartner ihres zukünftigen Mannes so plump waren. Joe rieb sich seine fetten, kurzen Finger und spielte an seinem Brillantring.

Sie hob ihr Glas und prostete Joe zu. »Ich wünsche Ihnen Geschäftserfolge mit Ihrem Bergwerk«, sagte sie. Joe brach in schallendes Gelächter aus. Betty ließ irritiert ihr Glas sinken und blickte Fritz an. »Habe ich etwas Falsches gesagt, Fritz?«, fragte sie verwirrt.

Susan Hastings

geboren 1954, studierte Geologie und war lange als Sachverständige für Geologie und Ökologie tätig. Heute schreibt sie äußerst erfolgreich historische Romane. Zuletzt erschien die Romanbiografie »Ich, die Königin« über Königin Isabella im Lübbe Verlag sowie 2010 »Die Braut des Wikingers« bei Droemer Knauer.

Verlagskontakt: Plöttner Verlag GmbH & Co.KG, Sabine Seehawer, Marbachstraße 2, 04155 Leipzig

Telefon: 0049/341 561 08 72, E-Mail: presse@ploettner-verlag.de, Fax: 0049/341 590 38 59

Plöttner Verlag

|| ||| | |||